Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Die Dollarnote.

Erzählung von Alfred Mayer-Eckhardt.

Nein, wie der Malten sich verändert hatte!

Das war wahrhaftig nicht mehr der tolle Malten vom Regiment, der immer der erste war, wenn ein Sektgelage oder Jeu vorgeschlagen wurde.

War ihm freilich auf die Dauer auch schlecht bekommen. Denn nachdem er zuletzt in einer Nacht 40 Mille verloren hatte, machte sein alter Herr kurzerhand Schluß und spedierte ihn nach Amerika.

Was er in den 6 Jahren dort getan und getrieben hatte, wußte man nicht. Genug, als er vor zwei Jahren zurückkehrte und das Majorat übernahm, hatte er sich voller Eifer in die Arbeit gestürzt und die Wirtschaft glänzend in die Höhe gebracht. „Hab' ich drüben gelernt, das Schuften!“ pflegte er zu sagen.

Und solide war er geworden! Geradezu übertrieben! Neulich, auf dem Herrenabend, — jeden ersten Donnerstag im Monat pflegte Malten einen zu veranstalten, — hatte Baron v. d. Linken von den Königs-Ulanen in aller Harmlosigkeit ein kleines Bakkarat vorgeschlagen. Höflich aber bestimmt erhob der Hausherr Einsprache:

„Lieber Lanken, — so ungern ich meinen lieben Gästen einen Wunsch versage — gejeut wird in meinem Hause nicht! Es ist ein Gelübde! Skat, Whist, Boston, L'Hombre — so viel und hoch Ihr wollt, — aber bitte kein Hazard!“

Uebelgenommen hatten sies gerade nicht, aber verdutzt waren sie doch alle gewesen. Zum Glück erschien justament der alte Friedrich mit einer riesigen silbernen Bowlenterrine, deren Inhalt sich als einfach erstklassig erwies.

Das hatte er also drüben nicht verlernt, das Bowlebrauen, dessentwegen er seinerzeit im Offizierkasino so großen Ruf genossen hatte! Und Geiz war's auch nicht, die Solidität, — nur Marotte!

Urgemütlich waren die Abende bei Malten darum doch. Alle kamen gerne wieder. Auch heute saß man mal wieder nach Tisch so nett bei Kaffee und Zigarren in dem behaglichen, mit dunkelm Holz verkleideten Arbeitszimmer. Da tat einer die Aeußerung:

„Nun seh' mal einer den Protz! Malten — seit wann tapezierst Du denn die Wände mit veritablem Papiergeld? Du, der Typ des wirtschaftlichen Hausvaters! Denn das ist doch, wenn mich nicht alles täuscht — — —“

„Ganz recht, lieber Freund! Das ist eine Fünfhundert-Dollarnote.“

„Und das schöne Geld hängst Du hier unter Glas und Rahmen an die Wand?“

„Ja, siehst Du, mit dieser Fünfhundert-Dollarnote hat's nämlich so eine eigene Bewandtnis. Das ist eine selbst erarbeitete, mit den Fäusten dem Leben abgerungene, erdarbte, erschwitzte, erhungerte Fünfhundert-Dollarnote!

Ich hab' Euch bisher nie von meinen Erlebnissen jenseits des Ententeiches erzählt. War auch nichts groß Aufregendes dabei. Wieviel Arbeit, Energie, Mühe, Entbehrungen und Hoffnungen ich aber einst in jenen Papierfetzen gesteckt habe, will ich Euch nicht vorenthalten. Dann werdet Ihr's verstehen.

Wie ich nach Amerika kam, wißt Ihr ja. Natürlich war das bißchen Geld, das ich bei mir hatte, nach drei Wochen alle, und mein alter Herr gab nichts mehr her. Gott, von seinem Standpunkt aus hatte er ja recht. Nur daß die Eltern leichtsinniger Söhne sich vom Daseinskampf im allgemeinen und amerikanischen Verhältnissen im besonderen doch meist falsche Vorstellungen zu machen pflegen. Die Dinge liegen eben heutzutage durchaus nicht mehr so, daß jeder, der arbeiten will, auch Arbeit bekommt; in Amerika noch viel weniger als hier. Nicht mal niedere Arbeit, geschweige denn „standesgemäße.“

„Hunger tut weh. Ganz infam weh. Namentlich aber auf die Dauer. Ich wäre zu allem bereit gewesen, hätte ich nur Arbeit gefunden!

Kurz und gut, eines schönen Wintertages bei 15 Grad unter Null saß ich auf einer Bank des Zentralparkes und ließ mir die Sonne in den Augen scheinen. Das erste „Warme“ seit 36 Stunden. Den Rest des Dollars für den versetzten Wintermantel hatte das letzte Nachtquartier verschlungen. Nur 'nen dünnen, verschlissenen Frühlingsanzug auf dem Leibe. Morgen würde es wohl vorüber sein, dachte ich und fürchtete mich nicht davor. Die Widerstandskraft war dahin.

Der Schutzmann auf seiner Dienstrunde musterte mich argwöhnisch. Die amerikanischen Arbeitshäuser genossen solchen Ruf, daß ich den Tod des Erfrierens unbedingt vorzog. Ich rappelte mich auf und wankte aus dem Park.

An der Ecke der Madisonstraße fühlte ich, wie mir im schneidenden Wind die Sinne zu schwinden drohten. Ich taumelte, — mit Mühe wich ich noch eben einem vorübersausenden Auto aus, — da fuhr mir von hinten etwas an die Beine. Ich stürzte aufs Pflaster.

In einer schmutzigen Kneipe in einer Seitenstraße erwachte ich. Jemand versuchte, mir ein Glas Whisky zwischen die Zähne zu zwängen.

Begierig schluckte ich das scharfe Zeug hinunter. Dann lallte ich rein instinktmäßig: „Hunger!“

Im Nu stand ein Teller mit Brot, Stücken kalten Fleisches und den unvermeidlichen „Pickles“ vor mir. Heißhungrig verschlang ich alles. Eine rauhe, aber nicht unfreundliche Stimme fragte: „Mehr?“ Eine zweite Portion erschien; eine derbe Hand schlug mir auf die Schulter: „Na, iß man, Junge!“

Nötigen ließ ich mich nicht. Allmählich kehrten die Lebensgeister zurück.

Ein ebenso schmierig wie gutmütig aussehender Mann saß mir gegenüber und sah meinen Leistungen zu.

Es war ein Lumpensammler, dessen Karren mich umgeworfen hatte. Ich mußte noch ein Glas Whisky leeren und ihm dann erzählen, wie's mir ging.

Kopfschüttelnd sah er mich an. Dann meinte er: „Könnte gerade einen Gehilfen brauchen, der meine ist vor drei Wochen an der Schwindsucht gestorben. Appetitlich ist mein Geschäft ja gerade nicht, aber es nährt seinen Mann. Was meinen Sie, Fremder? Immer besser als nichts, denk' ich. Ich gebe Ihnen Nachtquartier, Kost und drei Dollar wöchentlich bar, — bis sich was besseres findet, dächt' ich ....“

„Ich besann mich nicht, sondern schlug ein. Merkwürdig, sobald der Magen aufgehört hatte zu knurren, kehrte der Wille zum Leben zurück.“

„Ich folgte dem Alten in sein Quartier — in eine der greulichsten Spelunken des New Yorker Elendviertels. Das Nachtlager bestand aus einem Haufen stinkender Lumpen, die ich tagsüber zu sortieren hatte, was ich schnell lernte. Jeden Abend kam der Alte mit einem Karren „frischer Ware“ heim. Ich sage Euch — das wäre ein Geschäft gewesen für Leute, die sich vor Bazillen fürchten! Brrr — — —! Aber der Verdienst war gut. Jeden Mittwoch war Lumpenbörse, da gab's blanke Dollarstücke. Ich erwies mich bald als so tüchtig, daß der Alte mein Gehalt verdoppelte.

Aengstlich hamsterte ich jeden verdienten Cent beiseite; ich wollte, sobald nur möglich, mich nach einem etwas reinlicheren Erwerb umsehen. Der physische Ekel war zu groß.

Nach dreiviertel Jahren hatte ich 200 Dollar beisammen. Damit kaufte ich einem Italiener, der sich zu verbessern suchte und einen Obsthandel eröffnete, seinen Standplatz an der Börse und das Handwerkszeug ab und wurde Schuhputzer.

Das Geschäft ging ausgezeichnet. Bald konnte ich mir reinliche Kleidung und Wäsche beschaffen, so daß mir Sonntags kein Mensch meine Werktagsbeschäftigung ansah. Aber immer noch lebte ich wie ein Geizhals. Ich hatte einen großen Plan.

Eine Bar wollte ich mir kaufen. In dreiviertel Jahren hoffte ich so weit zu sein. Als Barhalter konnte ich in weiteren 10 bis 12 Jahren so viel verdienen, daß für mein Alter gesorgt war. Mein Vater hatte nur mehr seine Pension — dank meinem Leichtsinn!

Da las ich eines Sonntags in einem kleinen Café — die einzige Zerstreuung, die ich mir gönnte — in einer älteren deutschen Zeitung, daß mein Oheim, der Majoratsherr, und sein Sohn plötzlich infolge eines Eisenbahnunfalles ums Leben gekommen seien. Nun mußte mein Vater Erbe des Majorats sein. Ob der unter diesen Umständen mir nichts mitzuteilen hatte?

Am folgenden Tage machte ich klau und ging aufs Konsulat, ob keine Briefe für mich da seien. Freilich waren solche da, schon seit drei Monaten. Brief und Geld! Aber nicht von meinem Vater, sondern von unserem alten Notar. Mein Vater war schon seit einem Jahre tot — ich selbst war Majoratsherr!

Es wird Euch furios klingen — fast tat's mir leid. Ich hatte schon angefangen, mich der selbst errungenen Unabhängigkeit zu freuen. Das Gefühl kennt Ihr alle nicht! Aber was half's, ich mußte zurück.

Meine Ersparnisse auf der Bank betrugen gerade 500 Dollars. Ich ließ sie mir in einer Note auszahlen — der, die ihr da seht — und hängte sie über meinen Arbeitstisch. Als Andenken und als Mahnung gegen etwaige Anwandlungen von Leichtsinn!“

Alle waren schweigsam geworden, bis der alte Herr von Krillwitz, Maltens Gutsnachbar, das Eis brach. „Malten,“ rief er, „Du bist doch ein ganzer Kerl trotz Deiner Jugendstreiche! Diesmal ist das Erbe an den Rechten gekommen — ein Hoch unserem Gastgeber, meine Herren!“

Sie erhoben die Gläser; aber es war, als ob etwas in der Luft läge. Die aktiven Offiziere, v. d. Lanken und v. Brockhausen, entschuldigten sich bald: sie hätten morgen frühzeitig Dienst. Die anderen Gäste folgten, und kurze Zeit danach erloschen die Lichter im Schloß.

* * *

„Nun aber 'raus mit der Katz' aus dem Sack, alter Freund,“ sprach drei Wochen später Malten zu Krillwitz, der ganz unverhofft vorgefahren war. „Ich seh' Dir an — Du hast was Unangenehmes — also schieß los! Hab' ich jemand auf den Fuß getreten?“

„Jjja — das heißt, direkt beleidigt, nein, behüte; aber — —“

„Na, zum Donnerwetter, was gibts denn? Du druckst ja um die Sache 'rum, als ob ich weiß Gott was ausgefressen hätte — was ist denn los?“

Krillwitz trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

„Junge, Junge! Wie konntest Du nur neulich in Gegenwart von aktiven Herren Deines eigenen Regiments Deine Lumpensammler- und Schuhputzer-Memoiren so offenherzig auskramen! Und als Krönung des Ganzen vollends noch diese Pläne der Bar! Wir leben doch hier nicht unterm Sternenbanner! Der Lanken und der Brockhausen haben vierzehn Tage lang täglich unter sich Palaver gehalten über die Sache und wußten nicht, wie sie sie beichseln sollten; nach deren Ansicht hättest Du nämlich damals lieber Harakiri machen sollen; jetzt kommen sie zu mir als Deinem alten Freund, ich soll Dich auf den — nach ihrer Ansicht — einzig anständigen Ausweg verweisen. — —

„Kurz und gut, sie meinen, nach der Vergangenheit seist Du als Reserveoffizier der Königsulanen unmöglich. Und Du möchtest doch sie, die Deine Gastfreundschaft genossen hätten, nicht in die Verlegenheit bringen, die Chose offiziell anhängig machen zu müssen. Das Alter hättest Du glücklicherweise ja — Du möchtest doch Arbeitsüberhäufung angeben — wer Dich kennt, glaubt's Dir ja — und um Deinen Abschied einkommen. Dann wäre alles Peinliche vermieden. Und noch eins — fall' aber nicht hin! — Privatim wollten sie ja gerne weiter mit Dir verkehren — wärst ein Ehrenmann — aber als Offizier ihres Regiments müßten sie eben handeln, wenn Du kein Einsehen hättest. — — — So! Nun ist's raus!“

Vor Erstaunen hatte Malten die Zigarre aus dem Munde fallen lassen. Eine halbe Minute lang glotzte er sprachlos Krillwitz ins Gesicht. Dann brach er in ein dröhnendes Gelächter aus.

„Nee — die Herren sind ja wirklich zu gütig! Und ausgerechnet hinter Dich verkriechen sie sich und betrauen Dich mit der Mission! — — Armer Kerl — mußt Du ausgestanden haben auf dem Wege hierher — —“

„Blut geschwitzt!“ bekannte Herr v. Krillwitz ehrlich. „Aber Scherz beiseite, Malten, was willst Du tun? Wenn ich Dir raten darf — —“

Beruhigend klopfte Malten dem alten Freunde auf die Schulter.

„Deinen Rat kenne ich und akzeptiere ich im voraus! Natürlich wird das Abschiedsgesuch eingereicht, sofort, in fünf Minuten — und wenn Du mir einen Gefallen tun willst, nimmst Du den Wisch gleich selbst mit und läßt ihn auf der Post einschreiben. — Aber jetzt, Krillwitz — wie ist's denn, bleiben wir die Alten?“

„Aber Bengel, ist das denn überhaupt 'ne Frage!“ brach Krillwitz los. Die Erleichterung sah man ihm aber doch an.

„Na — dann bleibst Du gleich zu Mittag hier und hilfst mir 'ne Pulle von meinem Johannisberger Schloßabzug leeren — weißt Du, von dem ganz alten, den Du noch vom Oheim her kennst!“

* * *

Acht Monate später. Auf Schloß Malten ging alles seinen gewohnten Gang weiter, auch die Herrenabende. Nur v. d. Lanken und v. Brockhausen fehlten dabei. Brockhausen war Regimentsadjutant geworden und schwamm im Gesellschaftstrubel der Garnison, und Lanken — — —

Lanken war — wo Malten hergekommen war. Wohin die Karten schon manchen gebracht hatten. „Drüben.“ Unmittelbar nach dem letzten Manöver war's über ihn hereingebrochen. — — —

Draußen lag der Schnee einen halben Meter hoch. Um so gemütlicher saß es sich um die dampfende Punschschüssel. Einer aus der Runde meinte:

„Na, Malten, hier ist's doch besser als im New Yorker Zentralpark, was?“

Die Bemerkung war nicht sehr taktvoll und rief einige Verlegenheit hervor. Herr v. Krillwitz sprang glücklicherweise ein und lenkte ab:

„Herrschaften, ich bitte Euch, ulkt nicht! Da ist nichts zu lachen. Seht mal, was ich hier habe — v. d. Lanken.“

Damit zog er ein Blatt Papier aus der Tasche, das augenscheinlich ursprünglich nicht gerade zu Briefpapier bestimmt gewesen war. Und er las vor:

„Mein lieber Herr v. Krillwitz!

Vor allem, bitte, entschuldigen Sie das Papier, auf dem ich schreibe. Ich bin buchstäblich zu arm, mir auch nur einen einzigen Briefbogen kaufen zu können; und in eins der großen Warenhäuser, wo solches jedermann gratis zur Verfügung steht, darf ich mich meines zerfetzten Anzuges halber nicht hineinwagen. Ich würde sofort hinausgewiesen werden.

„Sie sind der einzige Mensch, an den ich mich wenden kann in meiner Not. Sie haben keine Ahnung von der Entsetzlichkeit der Lage, in der ich mich befinde. Ich hause hier im elendsten Stadtteil von ganz New York; wir sind zu 13 (Dreizehn!) auf einem Zimmer, das vielleicht halb so groß ist, als eine für 12 berechnete Mannschaftsstube einer preußischen Kaserne. Meine Schlafgenossen gehören zum schlimmsten Gesindel der Riesenstadt. Besäße ich fünf Dollars — ich wäre meines Lebens nicht sicher hier. Wovon ich mich alle 2 bis 3 Tage ernähre, will ich verschweigen. Sie würden vor Ekel eine Woche lang nichts essen können. Arbeit zu finden ist für unsereins hier geradezu unmöglich. Wie gerne griffe ist selbst zur niedrigsten. Aber der ungelernte Arbeiter hat in den Vereinigten Staaten heutzutage überhaupt keine Aussicht mehr, anzukommen. Glauben Sie mir, Maltens Erzählung von damals ist mir oft eingefallen. Ich habe verstehen gelernt. Ich bitte Sie inständig: wenden Sie sich an meine alten Freunde, daß sie mich aus dieser Hölle befreien. Fürchten Sie nicht, daß ich nach Deutschland komme. In Kanada liegen jetzt die Verhältnisse annähernd so, wie vor 50 Jahren hier. Dort gibts Arbeit, dorthin möchte ich. 300 bis 400 Mark würden genügen. Aber um des Heilands willen nicht an meine Adresse, auch keine Briefe! Ich würde sie gar nicht bekommen. Alles ans Generalkonsulat, wo ich in drei bis vier Wochen nachfragen will.

Ihr unglücklicher Bodo v. d. Lanken.“

„Da muß was geschehen, wir wollen zusammenlegen!“ hieß es einstimmig.

„Laßt nur,“ meinte Malten und nahm die eingerahmte Banknote von der Wand — „das hier genügt. Krillwitz, Du erhältst hiermit den ehrenvollen Auftrag, das Ding in heißem Wasser vom Karton abzulösen und dem armen Kerl zukommen zu lassen. Ich denke, ich hab' keine Mahnung mehr nötig, — ließ ich sie länger da hängen, es sähe wirklich nach Protzerei aus!

Prosit, meine Herren! Allen, die bereuen!“

Ein- und Ausfälle.

Onkel Sam auf einer mexikanischen Bühne verspottet. . . . Was kümmert's den Mond, wenn ihn der Hund anbellt!

* * *

24,000 Hinrichtungen in einem Jahre in China. . . das ist eine kopflose Wirtschaft!

* * *

In Bulgarien rufen sie: „Es lebe die Republik!“ Das ist die Rache der Opfer, die die Monarchie getötet hat!

* * *

Die gesamte griechische Flotte fürchtet den einen Dreadnought, den die Türkei gekauft hat. Die gesamte griechische Flotte besteht — soweit moderne Schiffe in Betracht kommen — aus einem Panzerschiff und vierzehn Torpedobooten.

* * *

„Das Jahr fängt gut an!“ sagte Huerta, als ihm die Niederlage bei Ojinaga gemeldet wurde.

* * *

Nun haben wir bis zu Lincolns Geburtstag Zeit, uns von den Feiertagen auszuruhen.

Die Zwillinge.

Skizze von Guy de Peramond.

Es war ihnen unmöglich, so zusammen weiter zu leben. Sie ließen sich scheiden, das Gericht gab niemandem recht, beide hatten schuld, und da dieser Ehe zwei Kinder entsprossen waren — noch dazu zwei Zwillinge — so beschloß das Gericht, daß die Kinder geteilt werden sollten.

Herr und Frau von Girianne hatten sich aus Liebe geheiratet. Ein Blitzschlag war es bei ihnen gewesen, ein Strohfeuer... eine Torheit!...

Sie war ein entzückendes Geschöpf, schlank und zart; er ein stattlicher, kräftiger Mann. Der Kontrast hatte sie beide angezogen. Zwei Monate nach ihrer Bekanntschaft heirateten sie und fuhren nach Nizza. Ein entzückendes Paar! — sagte man allgemein, wo sie sich sehen ließen, und es war kein leeres Gerede...

Im fünften Jahre ihrer Ehe verkehrten sie nur noch durch ihren Anwalt miteinander.

Wie das gekommen war?

Als die Flitterwochen vorüber, da hatten sie zu ihrer großen Verwunderung gemerkt, daß sie sich langweilten. Aus der Langeweile wurde die schlechte Laune geboren; tägliche Szenen verbitterten ihnen das Dasein, und bald glich ihr Leben einer Hölle auf Erden.

Er entpuppte sich als ein brutaler, eifersüchtiger Gatte; sie war eine zarte, nervöse Frau. Schlecht waren sie beide nicht, aber ihrem Dasein fehlte die Liebe, die treue unwandelbare Liebe, die alle Fehler vergessen macht, alles verzeiht und alles ertragen läßt. Von Tag zu Tag wurde die Kluft zwischen dem jungen Paare größer, und manchmal blitzte es wie Haß in den Augen des Mannes auf, wenn seine junge Frau leidend war. So kam es, daß sie sich eines Tages in ausgesprochener Feindschaft gegenüberstanden.

Wohl hatte die Geburt der Zwillinge für einige Zeit einen Waffenstillstand hervorgebracht, und es schien, als wollte das Verhältnis zwischen den beiden sich wieder bessern, denn sie liebten ihre Kinder aufs zärtlichste.

Aber schon nach kurzer Zeit entstanden wieder Meinungsverschiedenheiten, die bald in Zwistigkeiten ausarteten. Die Schwierigkeiten mischten sich hinein und schürten das Feuer, das nur darauf wartete, um hell aufzulodern. Ein vollständiger Bruch war das Ende vom Liede, und sie trennten sich...

Während der Scheidung waren die Kinder den Großeltern anvertraut worden. Endlich mußte jedoch Klarheit in die Sache gebracht werden. Das Urteil lautete auf Teilung der Kinder, und Frau von Girianne sollte sich entschließen, welchen von beiden Knaben sie wählen wollte.

Sie war schon mehrere Male bei ihrer Schwiegermutter gewesen und mit dem festen Entschluß hingegangen, sich einen von den Knaben zu holen. Aber jedesmal war sie unverrichteter Sache wieder heimgekehrt. Die Wahl zwischen den beiden wurde ihr schwer; sie liebte mit derselben großen mütterlichen Liebe, und wenn sie sich sagen sollte, welchem sie den Vorzug gäbe, so fand sie nur Tränen, bittere Tränen der Qual und der Reue...

Es war unmöglich, zwei verschiedenere Naturen zu finden, als bei diesen Zwillingen. Peter, der seiner Mutter sprechend ähnlich sah, war ein zarter, blonder, schwächlicher Knabe. Paul dagegen, der seinen Bruder schon um Kopfeslänge überragte, war braun und kräftig und versprach ein stämmiger Mann zu werden wie sein Vater.

Wen sollte sie wählen? Ihren blonden Knaben oder den anderen, der dem Manne ähnlich sah, an den sie, trotz allem, was geschehen war, nicht denken konnte, ohne daß das Blut ihr heiß in Wange und Schläfe stieg? —

Sie war tief unglücklich und konnte sich nicht entschließen. Das Kind, das sie zurücklassen mußte, würde sie allmählich vergessen; sie, die Mutter, würde eine Fremde für ihn werden.

Und zum ersten Male kam ihr der Gedanke, ob sie recht getan habe, daß sie sich hatte scheiden lassen. Hätte sie nicht alles ertragen müssen, schon der Kinder wegen?

Was sollte aus ihr werden? War sie dazu bestimmt, nun einsam und allein zu bleiben ihr ganzes Leben lang? Ohne Stütze, ohne Zuneigung?... Sollten sie ihre schönsten Lebensjahre vorüberfliehen sehen, bis ihre Haare grau, ihre Wangen runzelig geworden waren? — —

Und sie, sie war es selbst gewesen, die nach Freiheit gelechzt hatte... Der Schritt, den sie getan, war nie wieder gut zu machen... Ihr Leben lag klar vor ihr... einsam, freud- und liebeleer würde es sein!

Doch war es nicht noch besser, ein einsames, ruhiges Leben zu führen, als ein Leben voll Zank und Streit? Wenn sie an die häßlichen Szenen dachte, so mußte sie unwillkürlich die Augen schließen. Der Gedanke daran verursachte ihr geradezu körperliche Schmerzen. Die täglichen, qualvollen Szenen hatten ihren Leib und ihre Seele aufs grausamste gepeinigt! — Ihr Leben war in den letzten Jahren ein Leidensweg gewesen! War es nicht so besser?...

Vielleicht! —

Und dieses einzige kleine Wort, das für sie zugleich die Dämmerung der Vergangenheit und die Morgenröte ihrer Zukunft in sich barg, quälte sie und steigerte ihre Angst ins Unendliche...

Ihr geschiedener Gatte fing unterdessen an, ungeduldig zu werden. Er wiederholte nochmals energisch die Aufforderung, sich endlich zu entschließen... zu wählen... ja, er drohte ihr sogar, einen von den Knaben zu sich zu nehmen und ihr den anderen einfach zuzuschicken.

Ihr blieb also nichts anderes übrig, als die letzten Schritte zu dem Calvarienberg zu erklimmen... Schmerzlich bewegten Herzens ging sie zu ihrer Schwiegermutter, fest entschlossen, nicht allein zurückzukehren.

Als sie in den Salon trat, fand sie auch ihren Gatten dort. Er erhob sich bei ihrem Eintritt und verneigte sich schweigend. Länger als ein Jahr hatten sie sich nicht gesehen.

Er schien ihr schöner und stattlicher als sonst mit dem wohlgepflegten, herausfordernden Schnurrbart und den schwarzen, schmeichelnden Augen... Auch sie schien ihm begehrenswerter als je. Der tiefe, sehnsüchtige Blick ihrer schönen Augen schnitt ihm ins Herz. Jung und schlank wie ein Mädchen sah sie aus. Aber warum daran denken? Das hatte keinen Zweck mehr; es war zu spät.

„Gnädige Frau,“ sagte er endlich, und er gab sich Mühe, seiner Stimme den festen Ton von früher zu geben, „ich freue mich, Sie noch einmal zu sehen. Da können wir unsere Angelegenheit ja gleich ins Reine bringen. Welchen von den Jungen haben Sie gewählt?“ —

Sie konnte nicht gleich antworten; ein Schluchzen stieg ihr in die Kehle und erstickte die Worte. Die Mutter lehnte sich in ihr auf; ihr Schmerz war der größere, sie rief:

„Sie müssen kein Herz haben, daß Sie eine solche Frage an mich richten und mich zu einem Entschluß zwingen wollen. Liebe ich nicht beide Kinder gleich herzlich...? Habe ich sie nicht beide in Schmerzen geboren...?“

Er stammelte gerührt:

„Ja, aber das Urteil... es ist mein Recht“...

„Ja, Sie haben das Recht, aber Sie haben nicht das Recht, mir einen solchen Vorschlag zu machen! Nehmen Sie einen von den Knaben... welchen Sie wollen... ich beuge mich vor dem Gesetz. Aber verlangen Sie von einer Mutter nicht, daß sie zwischen ihren Kindern wählt...“

Er fühlte, wie ihm, dem starken Manne, die Tränen heiß in die Augen stiegen. Seine Frau war besser als er! — Es war unverantwortlich von ihm, daß er auch nur den Gedanken gehabt hatte, die beiden Kinder voneinander zu trennen. Sie hatte recht, Mutterliebe entbehren war für ein Kind ein Leben ohne Sonne, ohne Licht und Wärme...

„Jeanne,“ murmelte er und beugte sich tief über die schmale, weiße Hand, die sich ihm entgegenstreckte... „Jeanne, Du bist besser als ich!... behalte die Jungen, ich will das Opfer bringen, denn es ist für mich ein Opfer... ich lasse Dir alle beide... vielleicht ...hast Du dann auch keinen Haß mehr gegen mich!...“

Und unter Tränen lächelnd reichte sie ihm nochmals die Hand und sagte:

„Ich... ich habe keinen Haß! — Und Sie können Ihre Kinder täglich bei mir sehen, wenn Sie wollen!“

Er küßte innig die kleine Hand, die in der seinen erbebte, und mit vor Bewegung zitternder Stimme antwortete er:

„Ich danke Dir, Jeanne... ich werde kommen...“

— **Erklärung.** Der kleine Kurt: „Großpapa, was bedeutet denn das „J. D.“ hinter Generalmajor?“

„Zum Deibel heißt das, mein Junge.“